

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Zobeltig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der fürstliche Name und der hübsche Junge öffneten Jost die Mädchenherzen. Seine erste Liebschaft mit einer kleinen Kellnerin machte ihn ganz schwermütig. Er begann zu schwärmen und bekam Herzweh, er setzte den Zuhälter in Mahrung und kaufte heimlich rotseidene Strumpfbänder. Aber die Leidenschaft verging, und die kleine Kellnerin mußte trauern. Jost begann sich für das blonde Töchterchen des Regierungspräsidenten zu interessieren, spielte eifrig Tennis mit ihr, machte Fensterpromenaden und nannte einen stud. jur., der ihr beim Ball auf die Schleppe trat, einen „erstklassigen Hammel“, worauf eine Kontrahage erfolgte. Auch das ging vorüber, es folgte eine seriöse Neigung zu der jungen Frau eines Amtsrichters, voll Ehrerbietung, heißen Handlüssen und feuriger Ritterlichkeit, dann ein bedenklischerer Flirt mit der schwarzäugigen filia hospitalis, der Tochter einer Hofratswitwe, und endlich eine aufrichtige Freundschaft mit einer jungen Studentin.

Das war schon in einem späteren Semester, als die Reife, die Klärung und Läuterung begann, der tollste Jugendübermut im Verschäumen war und sich die ersten Uebergänge zu innerer Einkehr fanden. Dazwischen lag ein Weihnachtsfest im alten Hause Gotternegg, das letzte für eine Reihe von Jahren. —

Auf der Ferienreise nach der Heimat hatten Belten und Jost einen Tag in Berlin geraftet, um Volko und Lilian zu begrüßen. Jost machte sich wenig daraus, aber Belten hielt es für schädlich. Sie wußten: der König hatte seine Zustimmung zu der Heirat Volkos gegeben und die Umgehung des Ebenbürtigkeitsparagrafen im Gotterneggischen Hausgesetz nach Zustimmung Josts gestattet, hatte aber gewünscht, daß der Fürst in der Armee verbleibe. Das junge Paar hatte infolgedessen ein villenartiges kleines Palais am Tempelhofer Afer gemietet, und hier ließen sich Belten und Jost ein paar Tage von Weihnachten anmelden. Ein Diener hatte ihnen die Karten abgenommen, ein zweiter Diener führte mit den Karten von dannen, ein dritter entledigte sie ihrer Paletots, ein Haushofmeister öffnete unter tiefer Verbeugung die Tür zu einem großen Salon und verschwand dann wieder so lautlos, als trage er Gummischuhe.

„Mich überkommt eine höhere Weihe,“ sagte Belten halblaut, „hier verbindet sich Reichtum mit gutem Geschmack, der amerikanische Goldstrom fällt edle Gefäße. Sieh dich um, Jost: alles vornehm und nichts übertrieben, keine Neigung zum Allermodernsten und Absonderlichen, aber eine gewisse Gediegenheit. Das freut mich, und ich frage mich: geht diese Geschmacksrichtung von ihr aus, der Fürstin?“

„Mag sein,“ erwiderte Jost, „vielleicht hat sie Geschmack. Ich sehe sie noch am Hochzeitstage vor mir, da gefiel sie mir nicht. Aber der erste Eindruck kann täuschen, ich war auch voreingenommen. . .“ Er schaute sich um. . . „Ja, es ist merkwürdig. Ich hätte im Salon Lilians anderes erwartet, mehr Prunk und Gleich, mehr Aufdringlichkeit, auch mehr Sonne und architektonische Fröhlichkeit. Statt dessen — hm — wie soll ich sagen: ein stimmungsvoller Ernst. . .“

„Run trat die Fürstin ein, in einem eleganten weiten Hauskostüm, ein freundliches Lächeln auf dem schönen Antlitz, gemischt mit einer leichten, aber unverkennbaren Verlegenheit. Sie reichte beiden die Hand zum Kusse.“

„Guten Tag, lieber Jost. . . verehrter Herr von Belten. . .“ Man nahm Platz. . . „Ich freue mich herzlich, Jost, daß du nicht durch Berlin gereist bist, ohne uns aufzusuchen. Wie lange bleiben die Herren? Können wir am Abend zusammen sein? . . .“

Jost bedauerte. Man wollte Annemarie abholen und den Nachtzug benutzen.

„Ich habe förmliches Heimweh, Lilian, es drängt mich nach Hause. Madame schrieb, alles sei vorbereitet, schon stehe der Weihnachtsbaum, und die Anschläg rühre den Kuchenteig. Auch Artern freue sich — ich glaube, er langweilt sich in Gotternegg und sehnt sich zurück nach der Sonne Afrikas und den schwarzen Landsleuten.“

Die Fürstin lächelte. „Der arme Graf — Volko hat ihn auf dem Gewissen. Er nahm einen Hofchef, und wir hatten nicht Hof. Aber ich höre, die Jagd entschädigt Artern. Er ist übrigens ein verständiger Wirtschaftler und hält gute Bucht in Gotternegg. Er erspart uns die Oberaufsicht. Weißt du, daß wir dabei eine Töpferei begründen?“

„Eine Töpferei?“ fragte Jost erstaunt.

„Ja. Eine Fabrik für Steingut und Töpferwaren. Wir sind unweit der Braunkohlenzechen bei der Himmelsleiter auf ein umfangreiches Tonlager gestoßen, das sich der Debung lohnt. Schade nur, daß Volko so wenig Interesse für derlei hat. Mir macht das viel Spaß. Weißt du, alle solche Unternehmungen machen mir Spaß; da rührt sich noch das amerikanische Blut. Ich würde für mein Leben gern auf Gotternegg wirtschaften. Aber es geht ja nicht, vorläufig wenigstens geht es nicht. Der Kaiser wollte, daß Volko aktiv bleibe; dagegen ist nichts zu machen.“

„Lebt ihr nicht sehr gesellig?“

„Ja, es sing lebhaft an. Aber — aber es ist jetzt stiller geworden; es ist mir lieb.“ — und wieder ertöte die junge Frau — „ich bin keine Freundin allzu stürmischen Lebens. Ich beneide dich förmlich, daß du nach Gotternegg darfst; ich habe meine Kindheit auf dem Lande verlebt und einen Teil meiner Mädchenjahre. Also du willst Annemarie abholen? Höre, das ist ein prächtiges Mädchlein. Und wie sie heranblüht! Sie ist allsonntäglich bei uns, und wir sind gute Freundinnen geworden. Zuerst kam sie aus der Scheu nicht heraus, aber das hat sich gegeben. Und nun erzähle von dir, Jost. Herr von Belten, wenn ich Sie noch als Präzeptor

meines Schwagers betrachten darf, muß ich Ihnen ein Kompliment sagen. Jost sieht vortreflich aus. . . .

Mit Interesse hörte die Fürstin der Schilderung Josts zu. Sie fragte viel mit ihrer angenehmen klingenden Stimme und nur einem leichten frembländischen Akzent in ihrem Deutsch. Daß es eine Bibliothekswissenschaft gebe, war ihr etwas Neues, und daß Jost sich gerade diese als Studium erwählt, erweckte ihre Neugier. Sie wollte wissen, wie er darauf gekommen sei und warum er nicht die diplomatische Karriere eingeschlagen habe, die seinem Stande doch näher liege. Aber ehe Jost antworten konnte, kitzte draußen ein Sporenschritt, und man hörte Volkos Stimme im Vorzimmer: „Was Deuzel, Prinz Jost? Hättet ihr doch in die Kaserne geschickt und mich holen lassen! . . .“ Volko trat ein, umarmte Jost mit großer Lebhaftigkeit und drückte Belten die Hand. Dann küßte er Lillian die Stirn. „Wohlauf, Maus? Ja, kein Schatten im Auge — warst du im Bode? Hast du deine Medizin geschluckt? Bist du lieb Kind gewesen? — Der Rittmeister hat mich wieder einmal geräffelt, er häßelt an mir herum, ich möchte den ganzen Krampf . . . na —! Also, Jost, Zunge, guck mich einmal an! Fein hast du dich rausgemacht, du bist weiß Gott noch gewachsen und . . . ha, was sehe ich, einen regulären Schmiss, eine reguläre Tiefquart, eine Badenzichnung, wie man sie sich nicht besser wünschen kann! Belten, was haben Sie aus unserem piepsigen Säugling gemacht! Das ist gar nicht Jost, Sie haben ihn vertauscht, das ist ein großer, strammer Bengel, das ist nicht mehr unser zartes Jüngelchen! Lillian, die beiden bleiben zum Essen, schieb einen Feiertagsgang ein, ich lasse eine Pommern kalt stellen. . . .“

Volko war immer sehr lebhaft gewesen, aber etwas Fehriges und Berserkertes hatte sich seinem Wesen zugesellt. Es schien dabei, als sei er behäbiger geworden, das Gesicht war voll und rund, nicht mehr so fein in den Zügen, das Auge verschwommen. Seine laute Art stand in schroffem Gegensatz zu der ruhigen Gelassenheit Lilians. Er schrie und wettelte, als er hörte, daß die beiden schon am Abend weiterfahren wollten. Dann warf er sich in einen Sessel und schlug mit hellem Sporenklang die Beine übereinander, sprang wieder auf, gab Lillian einen Kuß, packte Jost an den Schultern und sagte: „Du, sei froh, daß du nicht Soldat geworden bist! Eine ewige Schinderei und kein Ende. Mein Rittmeister ist der bide Grolling. Er zwiebelt mich, er triekt mich, Schindluder spielt der Kerl mit mir; ich bin kein Prügelprinz; ich habe die Quälerei bis zum Halse heran, ich mach' doch einmal kurzen Prozeß. Grüße Artern, grüße die Madame, grüße alles. Gud dir unsere neue Fabrik mal an. Ich bin Töpfermeister geworden, Lillian hat mich avancieren lassen, sie zeichnet selbst die Ornamente für Töpfe und Tiegel, o sie ist eine gebildete Hausfrau. Sie ist nicht nur schön, sondern auch weise, sie regiert, sie hat die Zügel in der Hand; was von mir übrig geblieben, ist nichts als ein Sträcken Wachs. . . .“

Es wurde noch ein wenig hin und her gesprochen. Belten beobachtete dabei scharf. Volko war sichtlich nervös und verzerrt; vielleicht war nur der Rittmeister v. Grolling daran schuld, vielleicht lag die Ursache tiefer. Jemand etwas stimmte nicht. Es war schwer zu beurteilen, wie die junge Ehe sich anließ. Volko küßte seine Frau viel, er zog ihre Hand an seine Lippen, er zwinkerte ihr zärtlich zu. Sie war immer gleich lebenswürdig und herzlich, aber sie war sichtlich die Ueberlegenere; es klang zuweilen etwas Erzieherisches und Mütterliches aus dem Ton, den sie Volko gegenüber anschlug.

Der Fürst begleitete die beiden auf den Korridor. An der Entree stand schon wieder der schattenhafte Haushofmeister und hatte die Klinke in der Hand. Jetzt erkannte Jost ihn wieder: es war Mister Lennor, aber der Badenbart fehlte, das Gesicht war grauer geworden, der brutale Zug um den Mund war ersterbender Demut gewichen. Mister Lennor schaute über Belten fort und verneigte sich vor Jost in rechtem Winkel.

„Suppla,“ meinte Belten, sich in das Polster der Droschke werfend, „na, was sagst du, Jost? Hast du bemerkt: die Fürstin sieht guten Hoffnungen entgegen, der Fint hat wieder Samen, der alte Stamm will neue Blüten treiben. Die Aussichten, daß du doch noch einmal Regierender werden könntest, sind trübe geworden. Soll ich mir Vorwürfe machen?“

„Sie würden zu spät kommen, Fritz, sie sind auch nicht nötig. Ich weiß, du sprichst nur im Scherz. Ich habe freiwillig verzichtet und gern. Es schmerzt nicht, Paetus. Es

schmerzt um so weniger, als ich auch Lillian mit andern Augen zu betrachten beginne. Ich finde, sie macht einen recht verständigen Eindruck.“

„Das ist wundervoll philologisch ausgedrückt. Aber es stimmt. Stimmt auch zu der Neuerung Volkos: sie regiert, sie hat die Zügel. Jost, ich glaube, ich täusche mich nicht: die Dame aus Amerika führt ein strenges Pantöffelchen. Und ich glaube auch, es schadet dem fürstlichen Bruder nichts.“

Jost lachte. „Ne — im Gegenteil, das ist ihm außerordentlich zuträglich. Er mag es sich anders gedacht haben; vielleicht hat er sich in ihr getäuscht wie du und ich. Aber das steht fest: für Volko ist eine straff führende eheliche Hand nur gesund. Bin neugierig, wie die Mä über die Frau Schwägerin urteilen wird.“

In dem großen und schönen Gebäude des Elisabethstifts herrschte bereits weihnachtliche Aufregung. Der Unterricht war gestern mit einer Feier im Beisein der Prinzessin Irene geschlossen worden; heute wurde gepackt und zur Ferienreise gerüstet, die Badische schwirrten wie ein aufgestörter Taubenschlag umher, besänftigend schritten die Erzieherinnen von Zimmer zu Zimmer, verabschiedeten sich und gaben gute Lehren. Vorsorgliche Eltern hatten Kuriere abgeschickt, ihre Töchterchen zu holen, in der Vorhalle warteten ein paar galonnierte Diener, ein baumlanger Jäger ging mit einem Damenpelz über dem Arm auf und nieder.

Der Portier wollte die beiden Herren anfänglich gar nicht in das vestalische Heiligtum lassen. Aber Jost erklärte, er habe Auftrag, die Prinzessin Gotternegg abzuholen, er sei ihr Bruder, und Belten ließ einen Taler in die Hand des Mannes gleiten. Da wurde er sehr zuvorkommend, führte die beiden durch lange Gänge und blieb vor einer Tür stehen, auf der ein Pappschild befestigt war mit der gedruckten Aufschrift:

Zimmer Nr. 16.

Annemarie Prinzessin von Gotternegg.  
Ernestine Prinzessin von Berleberg.  
Hede Gräfin Verluhn.  
Mathilde Freiin von Tempel.

Der Portier wies auf diese Türe und entfernte sich sodann schleunig. Der Lärm hinter der Tür mochte ihm genierlich sein; es war ein gewaltiges Toben. „Ich sage,“ meinte Belten lächelnd, „ist das ein Damenpensionat? Es ist eine Volksversammlung. . . .“

„Still,“ entgegnete Jost, „es ist keine Volksversammlung, es scheint ein Kommerz zu sein. Hör mir. . . .“ Man horchte. Drinnen rief eine helle Mädchenstimme: „Silentium! Ich kommandiere: ab exercitium salamandris, eins — zwei — drei. . . .“

Die beiden Freunde vor der Tür schauten sich erstaunt an. „I je,“ sagte Belten, „da trau' ich mich gar nicht hinein. Die brummen uns einen Bierjungen auf. . . .“

„Merkwürdige Mädchenerziehung,“ meinte Jost. Dann krümmte er den Finger und klopfte herzlich an. Nun ertönte drinnen ein gedämpfter vielstimmiger Aufschrei, dann Kläfferklirren, dann wurde es still; ein Schlüssel drehte sich, und die Tür wurde geöffnet. Sechs junge Mädchen neigten sich zu einem ehrfurchtsvollen Knias, und dann schrie wieder die Stimme Annemaries: „Hurra, es ist mein Bruder, es ist Belten! Kommilitoninnen, es ist kein Thycamentnecht, es ist Verwandtschaft und Freundschaft, begrüßen wir die Ankommenden, wie es sich gebührt. . . .“ Zwölf kleine Stiefelzwohlen begannen den Boden zu scharren, dann stürzte Annemarie an den Hals des Bruders und umarmte auch Belten.

„Jost, verzeih — es war nämlich. . . wir dachten, es wäre die Hünigen, die hätte wieder tüdichsch lehr gemacht; sie war schon hier und hat sich verabschiedet, aber es traut ihr keiner.“

„Es scheint, sie traut auch den Damen nicht recht,“ sagte Belten.

„Annemarie, stelle uns vor,“ ermahnte die Prinzessin Berleberg. Dies geschah; außer den Zimmerbewohnern waren noch die Komtesz Tini Erdmann und ein Fräulein von Wallroden anwesend. „Freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, meine Damen,“ sagte Jost, „und bedauere, Ihnen meine kleine Schwester gerade in einem Augenblick entführen zu müssen, der hervorragefend festlich gewesen zu sein scheint. . . .“ Allgemeines Erödien, leises Nichern, schämige Bewegungen: hierauf trat Fräulein von Tempel mannhaft vor.

(Fortsetzung folgt.)

### Hauptmann Verbas.

Stütze aus dem polnischen Aufstand 1863

von Marga-Jehanne Gräfin Wielopolska.

(Nachdruck verboten.)

In den Sumpfen von Malinowka wütete das Grauen des künftigen Gerichts. In der Ferne stöhnte der Wald das Abschieds-Red der Sterbenden.

„Heiliger Gott, heiliger, starker Gott. . .“

Kartätschen zerrissen heulend die Luft. Kanonenkugeln legten wie ein tollgeordneter Heer die letzten rostfarbenen Blätterreste von den Bäumen. Von Zeit zu Zeit schoß eine feurige Kaskade durch die Luft, freischwebendes Wehern der Pferde und das unmenschliche Getöse gebrochener Reiten war die Antwort.

In dem wilden Schlachtengetöse starben still, ohne Stöhnen, ohne Jammern, die Menschen lautlos, nur die Erde wimmerte, — galt es den Seelen der Hinfertenden? Oder ihrer ungefüllten Sehnsucht? Oder war es nur das donnernde Spiel der Geschütze, das sie so wimmern machte?

Au den Sumpfen stand schweigend der Trost, eine zusammengeballte, verpöbelte Waffe.

Sie wußten nicht, was sie tun sollten. Die Pferde rissen und gerieten an den Bügeln, bäumten sich und versanken mit den Hinterschulden in dem schlüpfrigen Moorgrund. Die Soldaten hielten die Pferde krampfhaft an der Kandare und starrten stumm auf den schwarzen Wald; der Wald aber dröhnte und donnerte. Jeden Augenblick konnte aus diesem Wald das bleiche Gespenst zu ihnen kommen: der Tod. Wie die großen, altersgeschwärzten Blätter eines alten Solianten hatte sich der Wald nach beiden Seiten gelegt, sie aber lagen mit tödlicher Anstrengung, gierig, wos in diesem schwarzen Schicksalsbuche dort vor ihnen für sie geschrieben stand.

Der Kampf neigte sich offenbar seinem Ende zu. Das Schützenfeuer streute die Berken seines traurigen Lachens immer seltener, nur das Echo gab dem kläglichen, vereinzelt Knallen noch eine gewisse Bedeutung.

Bei den Fouragewagen stand Hauptmann Verbas. Sein Gesicht war dunkel, wie jener Wald, der dort unter den Schlägen der Geschütze starb, nur die weißen Haare legten sich wie ein polierter Rahmen um ein byzantinisches Heiligengemälde.

„Still gehalten!“ — wiederholte er hart von Zeit zu Zeit und bohrte sich mit den Beinen und dem Karabiner immer fester in den Moorgrund. Der unheimliche Abgrund dieses Sumpfes lag hinter ihm, vor ihm waren tausende von Feinden und zwölf verderbenspeinende Geschützschilde.

Seine Kameraden starben. Jeder Kanonenschuß hallte von den moosbedeckten Rinden der Büschen und Birken wider und traf das Herz des jüdischen Offiziers wie ein Messerstich. Jeder Schuß fraß und fraß an seinem treuen Soldatenherzen, doch er hatte den Befehl, hier stehen zu bleiben, er durfte sich nicht vom Fleck rühren, also stand er.

Plötzlich sah er Gromenkos Mannen auf sich zukommen. Sie brachten den Befehl des Obersten, Verbas sollte sich mit dem Trost ans jenseitige Ufer des Sumpfes zurückziehen, sonst wären Munition, Kriegskasse und Proviant verloren.

Und Angst packte die Herzen mander Soldaten: noch niemand hatte diesen Sumpf durchquert. Dort vor ihnen, im Schilde des heulenden Waldes, war der Tod, doch hinter ihnen, in dem schlüpfrigen Sumpf, lauerte mehr als der Tod — dort lauerte das Grauen.

Hauptmann Verbas machte auf der Stelle kehrt und rief mit dumpfer Stimme sein Kommando:

„Kehrt, marsch durch den Sumpf!“

Die Pferde wurden ausgespannt, dafür spannte er sich selbst und seine Mannschaft vor die Wagen; sie fingen an zu ziehen. „Da soll das Donnerwetter dreinschlagen! Herr Hauptmann, wir können nicht weiter!“

„Lieber dort im Walde verrecken, als in diesem Dreck erlaufen.“

Und der Schlamm gurgelte und spritzte, leckte gierig mit seinem grünlichen Schaum Füße und Räder; die Mannschaft aber fing an zu marren über das wahnwitzige Unterfangen. Die Wagen gerieten in Unordnung, trachteten, neigten sich bald links, bald rechts, in ihrem Rücken aber spielten die Geschütze ihr schauriges Orgelkonzert in allen Tonarten.

„Wer den Wagen losläßt, den schiefte ich nieder!“ — brüllte Verbas heiser. — „Los, Jungen!“ Von Euch hängt die Entscheidung des Kampfes ab, wir haben die Munition, die Kasse, den Proviant. . .“

Kaum hatte er es gesagt, als einige der Leute die Deichsel losließen und sich jäh dem heulenden Walde zuwandten.

„Stehen bleiben, Ihr Feiglinge!“ — schrie Verbas. Die Soldaten aber rammten keuchend weiter, mit den sie umklammernden Krallen des Moores ringend.

Der jüdische Offizier erbleichte, und gleichzeitig blühte eine Flamme über seine roten Wimpern. Er hob die dritte Hand, der Schuß dröhnte, und der erste Ausreißer wälzte sich in seinem Blut.

Die anderen kamen entsetzt zurück, spannten sich wieder an die Wagen, und wieder ging es leuchend und röhelnd, immer näher,

immer näher dem gegenüberliegenden Ufer, dem festen Grund, der Rettung entgegen.

Als sie den grünen Rasenstreifen schon beinahe erreicht hatten, versperrte ihnen ein Reiter den Weg.

„Mit welchem Recht hast Du meine Soldaten niedergeschossen?“ — rief dumpf eine Stimme in die Dämmerung hinein, — er war Rittmeister Gromenko.

Verbas ließ den Wagen los und sprach erregt, mit seinem Karabiner herumschielend:

„Mit dem Recht, daß ich Befehl hatte, vorwärts zu gehen, nicht davonzulassen, jeden, der es tut, muß ich niederschießen.“

Im Walde wurde es für einen Augenblick still, nur das Lieb floß dahin, fliegend und gewaltig, und in dieses Lieb hinein, wie in einen Blumenkranz, fiel ein Schuß, und der hallte lauter, als alle die anderen, die seit zwölf Stunden die Luft zerrissen.

Die Pistole in Gromenkos Hand rauchte, Verbas aber wandte, als zöge ihn das Moor in seine schwarze Tiefen hinab. Mit lurchbar trauriger Frage sah er Gromenko in die Augen, — dann sank er zusammen.

„Sie haben mich nicht verstanden, Herr Rittmeister! Schade. . . es ist vorbei! . . .“ Und langsam glitt er auf das schlammige Lager hinunter.

Wieder donnerten in der Ferne die Geschütze, doch — es klang mehr wie ein Signal.

Der Gesang war verstummt. Jetzt war nicht die Zeit, zu singen oder zu beten. Der Wald schätzte und bebte und kränzte sich unter den Schlägen; die verdreckten Vögel schwebten hoch über der Erde dahin — ungezügelter Siegesjubel brauste zum Himmel empor.

„Ich habe den Verbas niedergeschossen —“ sagte eine Stunde später Gromenko saluternd zu seinem Obersten.

„Sind sie denn wahrhaftig? Warum?“

Gromenko sah sich an den Kopf.

„Ja, habe ihn nicht verstanden! Nichts habe ich verstanden. Ich dachte an den Verräter Abraham und sah in ihm, weil er auch Jude war, im Augenblick der Erregung gleichfalls einen Verräter. Ich meinte, Verbas drohe mit seinem Karabiner, er aber schwor doch nur bei seiner Waise, diesem seinem einzigen Soldatenältesten, er würde jeden niederschließen, der Polens Sache verlasse. . . In meiner Erregung betäubt, wie ich war, hatte ich ihn nicht verstanden. — Lassen Sie mich erschießen, Herr Oberst.“

Der Oberst mußte sich auf seinen Säbel stützen, denn kampfmüde, wie er war, konnte er kaum noch auf seinen Beinen stehen, und er sprach dumpf, als spreche er zu sich selbst, zu den zerstampften Feldern und zu dem Walde, der nach dem Siege wie in Leichenstarre dalag.

„Sollte ich alle jene erschießen lassen, die in Polen die helfende Bruderhand zurückgewiesen haben, — sollte ich alle die niederschließen lassen, deren Herzen voll Mißtrauen waren, die böser Wille jene gesiechen, die fremden Stammes war, doch unserer Sache treu ergeben gewesen, — lieber Rittmeister, dann würden meine Augen wohl kaum reichen.“

### Vermischtes.

\* Die Gesamtleistung der Bevölkerung der Erde, bzw. der hauptsächlichsten Kulturländer in mechanischen Arbeitseinheiten auszudrücken — diesen interessanten Versuch macht Professor Dr. S. Vorstman in seinem eben erschienenen Buche: Die Arbeitsleistungen des Menschen. Einführung in die Arbeitsphysiologie. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin). Natürlich ist dies nur schätzungsweise möglich, da es nicht nur, wie wir schon wissen, an der Möglichkeit genauer Berechnung der mechanischen Leistung in den einzelnen Berufen, sondern auch an den nötigen statistischen Grundlagen in weitgehendem Maße fehlt. Ziehen wir unter Berücksichtigung der Tatsache, daß es dem weiblichen Geschlechte, sei es in der Hausarbeit oder auf dem Felde, sei es in Berufen, vielfach nicht an beträchtlicher Teilnahme an körperlicher Arbeitsleistung gebricht, ja daß auch Kinder und Greise nach Maß ihrer Kräfte nicht untätig sind, von der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches die Hälfte in Betracht und rechnen für jeden einzelnen (etwas hoch gegriffen) den Arbeitstag gleich einer Leistung von 100 000 mkg, so ergibt das bei einer Einwohnerzahl von 65 Millionen eine tägliche Arbeitsleistung von 3 Billionen 250 000 Millionen mkg. Etwa 300mal so hoch wäre in Anbetracht der Feiertage die Arbeitsleistung im Jahre einzuschätzen. Entsprechende Werte würden aus den Einwohnerzahlen der anderen in Betracht kommenden Länder erhalten. Nehmen wir für die 1700 Millionen betragende Gesamtbevölkerung wieder Beteiligung der Hälfte an der Arbeit und angesichts der abweichenden Kulturstände großer Teile Asiens, Afrikas und Südamerikas den Arbeitstag nur zu 50 000 mkg, so erhielten wir 42,5 Billionen mkg als menschliche Tagesleistung für die ganze Erde.

Um damit die Leistungen der Zugtiere und Kraftmaschinen zu vergleichen, wollen wir davon ausgehen, daß im Jahre 1887 die Anzahl der Pferde auf der ganzen Erde zu etwa 62 Millionen geschätzt wurde und wollen angesichts der Zunahme der Kraftmaschinen und Kraftfahrzeuge aller Art annehmen, daß sich diese

Nach seitdem jedenfalls nicht vermehrt habe. Wir wollen ferner die tatsächliche Leistungsfähigkeit des lebenden Pferdes nur zu einem Drittel „Raschensperd“ ansetzen, also zu 25 mkg in der Sekunde, so ergäbe das auf die Stunde 90 000 mkg. Nehmen wir ferner an, daß jedes Pferd im Durchschnitt nur 4 Stunden täglich Arbeit leistet, so wären das 360 000 mkg, also für sämtliche Pferde der Erde 22 Billionen 320 000 Millionen mkg tägliche Leistung, und entsprechend viel im Jahre. Nehmen wir weiter an, daß die Leistung aller sonst als Reit-, Jag- und Lasttiere verwendeten Geschöpfe, vom Zugochsen bis zum Arbeitseselenen in Indien, zusammen derjenigen der Pferde annähernd gleichkommt, was sicher nicht zu hoch gegriffen ist, so erhalten wir eine Ziffer von der Größenordnung von 80 Billionen (80 Millionen mal Millton, 8 mit 13 Nullen) mkg als tägliche mechanische Arbeitsleistung der Menschheit und der ihr gehörenden lebenden Wesen.

Nun wurde aber bereits im Jahre 1888 die gesamte Dampfkraft der Erde zu rund 50 Millionen Pferdekraften geschätzt, genauer, nach Muthall

genauer, nach Muthall	50 150 000 PS
davon feststehend	10 050 000 „
„ „ „ „ „ „	31 980 000 „
„ „ „ „ „ „	8 130 000 „

Da die Pferdekraft 75 mkg auf die Sekunde entspricht, so bedeutet sie eine Leistung  $75 \times 3600 = 270 000$  mkg in der Stunde, obige 50 Millionen PS an Dampfkraft leisten also, in einer Stunde 13,5 Billionen mkg, und wir würden bereits zu einer der oben für die menschliche Erdoberfläche und die ihnen gehörenden Tiere geschätzten gleichen Gesamtleistung (etwa 80 Billionen mkg) gelangen, wenn wir annehmen, daß jene Dampfkraft täglich 6 Stunden durchschnittlich im Gange sind, und vor allem, daß sie sich in den letzten 27 Jahren nicht vermehrt haben.“

Der Wandertrieb der Fische. Eine ganze Reihe von Fischen haben zur Laichzeit bekanntlich die Gewohnheit, den eigenartigen Auserenthalt zu verlassen und aus dem Meer in das Süßwasser zu wandern, um dort zu laichen. Beim Aal liegt das Verhältnis der beiden Siedlungsperioden dagegen umgekehrt; für ihn ist das Meer der gesuchte Laichplatz. Es war bisher sehr unklar, welche Empfindungen beim Fisch für das Zustandekommen solcher Wanderungen maßgebend sein mögen. Wie die naturwissenschaftliche Wochenschrift mittelst, ist es einem französischen Forscher, L. Roule, neuerdings gelungen, für die Ursachen, die den Wanderungen des Lachses und der Meerärschen zugrunde liegen, einen Anhaltspunkt zu finden. Schon vor 2 Jahren machte er an der Bretagne die Beobachtung, daß der Lachs nicht in jede Süßwasserbindung mit dem Meer eindringt, sondern daß der verschiedene Sauerstoffreichtum des Wassers in dieser Hinsicht einen ganz deutlichen Einfluß hat. Neuere Untersuchungen Roules bei den Laichzügen der Meerärschen, die sich zur gegebenen Zeit aus den stehenden Gewässern an der Mittelmeerküste in das offene Meer begeben, also den umgekehrten Weg einschlagen, zeigten ebenfalls einen Zusammenhang mit dem Reichtum an gelöster Luft im Wasser. Das Wasser der Meeresküste war dabei bei sonst möglichst gleichen Umständen, wie Tiefe, Bitterung, Temperatur, luftgesättigter als die stagnierenden Teiche, das offene Meer übertraf darin aber wiederum das Küstenwasser. Diese Tatsache, daß die Lachse und Meerärschen trotz umgekehrter Wanderrichtung gleichmäßig das luftreichere Wasser aufsuchen, scheint nun ihre Erklärung darin zu finden, daß der erhöhte Atemdrang der Fische zur Laichzeit eine intensivere Aufnahme an Sauerstoff notwendig macht. Dieses Bedürfnis löst nun beim Fisch den Wandertrieb aus, der nur an solchen Stellen eine Befriedigung erhält, an dem auch die Sauerstoffverhältnisse günstigere sind.

**Büchertisch.**

Major E. Morah: „Tage des Krieges“. Militärische und politische Betrachtungen, 1914-1916. Band I. Mit zwei großen farbigen Karten vom östlichen und westlichen Kriegsschauplatz und 42 Kartenskizzen im Text. (Gutten-Verlag, Berlin SW 11). Preis: Gebunden Mk. 5,-, gebunden Mk. 6,-.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen von Helene Lange. Zweite umgearbeitete Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Bb. 27.) 156 Seiten. In Leinenband Mk. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Fritz Skowronnek: Das Masurenbuch. Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11. — Das deutsche Volk hat durch keine freiwilligen Spenden bewiesen, wie warm es an dem Schicksal Masurens Anteil nimmt; Fritz Skowronnek hat all dies Denken, Empfinden, Wünschen und Hoffen, alles Wissenswerte und Interessante in einem Buche niedergelegt, das sehr lebenswert ist.

Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit. Von Oekonomierat Dr. phil. h. c. Hösch, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin. 160 Seiten. Preis kart. 1,20, geb. Mk. 1,60.

Sonnenblume und Mohn, zwei wertvolle Futter-, Öl- und Honigpflanzen. Anbau, Pflege und Nutzung. Eine Handreichung in Kriegszeit. Von Val. Wilt, königlicher Oekonomierat. Zweite, wesentlich vermehrte Auflage. Preis 50 Pfennig, gebunden 90 Pf. Verlagsbuchhandlung Alfred Michels, Leipzig.

Die Kunst. Monatshefte für freie und angewandte Kunst. (München, F. Brudmann u. G.) Von einer ganz neuen Seite lernen wir durch zwei Aufsätze in dem eben erschienenen Heft der „Kunst“ zwei Künstler kennen. Thomas Theodor Heine, der den meisten wohl nur als einer der Hauptmitarbeiter des Simplicissimus, also als Graphiker bekannt ist, findet hier in einem reich illustrierten Aufsatz eine Würdigung als Maler. Eine ebenso große Überraschung bedeutet für uns der zweite Aufsatz, Oskar Grass Kriegsradierungen 1914/15. Bilder von dieser Wucht, verbunden mit solcher Echtheit und Eindringlichkeit in der Wiedergabe des auch innerlich Erlebten und Geschauten hat uns bisher noch kein Kriegsgraphiker gegeben. Wir gewinnen den Eindruck, daß von allem, was bisher der Krieg auf künstlerischem Gebiet hervorgebracht hat, die Grasschen Radierungen unbedingt mit an erster Stelle genannt werden müssen. Illustrierte Aufsätze über den Berliner Maler Theo von Brockhusen und den vor mehreren Jahren verstorbenen Münchner Philipp Helmer, sowie ein ebenfalls illustrierter Bericht über das neue Winterthurer Museum schließen sich an. Höchst interessant ist, was der Aufsatz Wilhelm von Bodes über die Kunstsammler in den Vereinigten Staaten sagt. — Der der angewandten Kunst gewidmete Teil des Heftes enthält einen sehr reich illustrierten Aufsatz über die Bauten des Berliner Architekten Walter Epstein, über Josef Gangls Kriegsmedaillen, sowie über Alpengärten mit sogenannten perennierenden Dauerpflanzen.

Gustav Falke: Vaterland heilig Land. Herausgegeben vom Reichsverband zur Unterstützung deutscher Veteranen. Kriegskrieger zum Teil mit Vertonungen von Leo Kähler und V. Sefen. Buchdruck und drei Linoleumschnitte von B. Hartmann. Geb. Mk. 1,20. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1915.

„Deutsches Wesen.“ — Den Begriff deutschen Wesens suchen eine Reihe von Abhandlungen des eben erschienenen Aprilheftes der von Wilhelm Kiefer herausgegebenen Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben „Bühne und Welt“ klarzustellen. Wie in Märzhefte, wo es mehr die Umschreibung der germanischen Rasse und ihrer geistigen Vertung galt, haben sich auch in diesem Heft eine Reihe bewusster Schriftsteller, unter ihnen Friedrich Henrich, Richard Schaulal, Paul Schulze-Verghof, Dr. Georg Göhler, Fritz Droop, Dr. Walter Golsmann und Dr. Otto Kiefer zusammengelunden. — Die vom Herausgeber der „Bühne und Welt“ gestellte Frage in den Mittelpunkt eines Heftes zu stellen und sie so von den verschiedensten Männern beleuchten zu lassen, hat nicht nur etwas äußerst anziehendes an sich, sondern wirkt vor allen Dingen erzieherisch auf die Grundsichtungsgefühle der Leser und ihre Sammlung für einen Gegenstand. — Das Heft der Zeitschrift wird eine bedeutungsvolle Neuerung in Form der im Auftrage der „Fichte-Gesellschaft von 1914“ von Wilhelm Kiefer herausgegebenen „Deutschen Bücherbriefe“ enthalten. Hier soll zum erstenmal der Versuch unternommen werden, eine von vollstichen wie ästhetischen Gesichtspunkten gleichermaßen bestimmte Sichtung der neuen Bucherscheinungen anzubahnen. Die „Deutschen Bücherbriefe“ erscheinen als Beilage zur „Bühne und Welt“, können aber auch besonders bezogen werden durch die Geschäftsstelle der „Fichte-Gesellschaft von 1914“, Hamburg, Holstenwall 3/5. — „Bühne und Welt“ kostet halbjährlich Mk. 3,50. Sie ist durch jede Buchhandlung, die Post und den Verlag von „Bühne und Welt“, Hamburg 36, zu beziehen.

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Von Professor Dr. C. Vosner. Zweite verbesserte Auflage. 126 Seiten mit Abbildungen. (Wissenschaft und Bildung, Bb. 27.) In Leinenband Mk. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1916.

**Rätsel.**

Willst du bekräftigen, stimmst du zu,  
So nicht mit beredter Geberde du  
Und ruffst bei deines Hauptes Neigung  
Ein kurzes Wort voll Ueberzeugung.  
Und sehest du daran ein t,  
Entsprichst's dem Maler-Maler;  
Es zeigt „Natur“ lebendig frisch,  
Denn wirkt's oft wenig „künstlerisch.“  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:  
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau  
trB = Treff-Bube, pA = Pique-Ah, cD = Coeur-Dame usw.

Das Spiel geht verloren. Im Stat liegen tr7 und pZ; Vorhand erhält: pA, pK, pD, p9, p8, p7, rz. rK, r9, r8, Hinterhand die übrigen. Gang des Spieles:

B. pA M. trD S. trA = - 25  
S. cD B. c8 M. cA

Die nächsten Stiche macht gleichfalls der Spieler; schließlich muß er doch mit Carreau kommen:

M. carD S. carK B. cZ = - 17  
S. carA B. pK M. carZ = - 25

Die Gegner haben somit 67 Augen erhalten.